Erinnerungen an den Militärdienst in den Jahren 1937 bis 1945 : "Wir waren eine recht bunt gemischte Gesellschaft"

Autor(en): **Kubli-Vetsch, Niklaus**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **15 (2002)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-893664

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Erinnerungen an den Militärdienst in den Jahren 1937 bis 1945

«Wir waren eine recht bunt gemischte Gesellschaft»

Niklaus Kubli-Vetsch, Grabs[1]

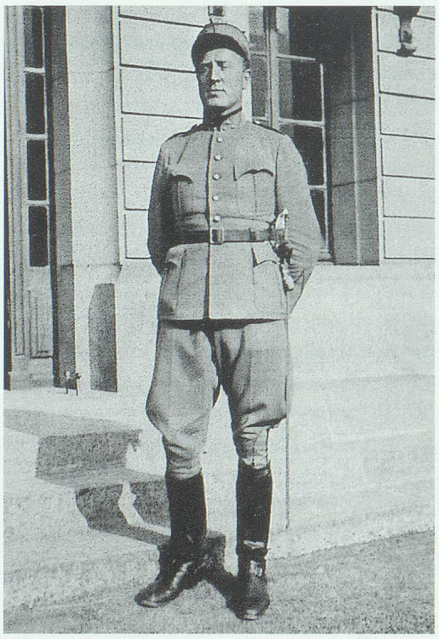
Vom 26. April bis 26. Juni 1937 – noch vor der Aktivdienstzeit – absolvierte ich die Gebirgsrekrutenschule in Savatan bei Saint-Maurice im Kanton Wallis. Aus unserer näheren Umgebung waren ausser mir noch drei weitere Personen dazu aufgeboten worden: Hans Rothenberger, Drogist in Räfis, Hans Zogg von der Tobelsäge und Hans Rutz aus Buchs. Ich weiss nicht mehr, wie der Kontakt unter uns zustande gekommen war, auf jeden Fall trafen wir uns eines Tages in Grabs und legten eine Strategie für den Antritt der Rekrutenschule fest. Fürs Erste wollten wir einen Samariterkurs ins Leben rufen, der unserer zukünftigen Aufgabe Rechnung tragen sollte. Für den praktischen Teil engagierten wir Karl Hartmann aus Grabs, einen langjährigen, engagierten Samariter. Für den theoretischen Teil erhielt ich den Auftrag, Dr. med. Otto Hilty-Lüthi aus dem Städtli Werdenberg zu gewinnen. Der Kurs kam zustande und erstreckte sich über mehrere Abende, wobei der theoretische Teil nicht allzu tief fundiert war und ziemlich viel Raum liess für Anekdoten des Referenten aus seiner Studienzeit.

Im Weiteren beschlossen wir, die vorgeschriebene Impfung vorgängig zu machen und die Reise gemeinsam anzutreten. Den kurzen Haarschnitt mochten wir nicht dem Militär überlassen und entschieden deshalb, ihn in Martigny zu vollziehen – wir wollten es in der Hand behalten, über die Haarlänge noch selber bestimmen zu können, vielleicht sogar eine kleine Mogelpackung einzubauen. Das alles vollzog sich wie beschlossen.

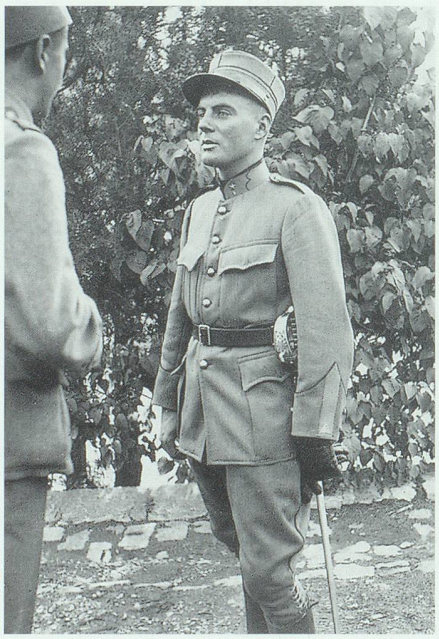
Rekrutenschule in Savatan

In Savatan wurden wir vier – wohl ganz bewusst – voneinander getrennt. Zuerst gab es eine Einmusterung, und da hätte ich beinahe Pech gehabt. Im Zusammenhang mit der Impfung hatte ich mir eine Infektion zugezogen, die mit hohem Fieber einherging. Ich verlor an Gewicht und sah recht mitgenommen aus; kein Wunder, dass mich der zuständige Aushebungsoffizier noch für ein Jahr zurückstellen wollte. Das passte mir aber gar nicht ins Konzept. Einerseits schämte ich mich, mit so kurzgeschnittenen Haaren nach Hause zurückzukehren, gewissermassen als Verlierer, und zum andern beabsichtigte ich, nach der Rekrutenschule einen zweijährigen Auslandaufenthalt zu beantragen, um in Deutschland für drei Semester die Drogisten-Akademie besuchen zu können.[2] Als ich mich gegen den Entscheid des Offiziers zur Wehr setzte, schnauzte er mich an, ob ja oder nein, das bestimme schon er. Ich liess aber nicht locker, begründete meine Haltung, wies auf die nachteiligen Folgen hin, die ein solcher Entscheid für mich auslösen würde. Nach einiger Zeit gab er nach, schliesslich war eine solche Hartnäckigkeit beste Voraussetzung für einen künftigen guten Schweizersoldaten. Der Rekrutenschulbetrieb ging also los, mit Kan-

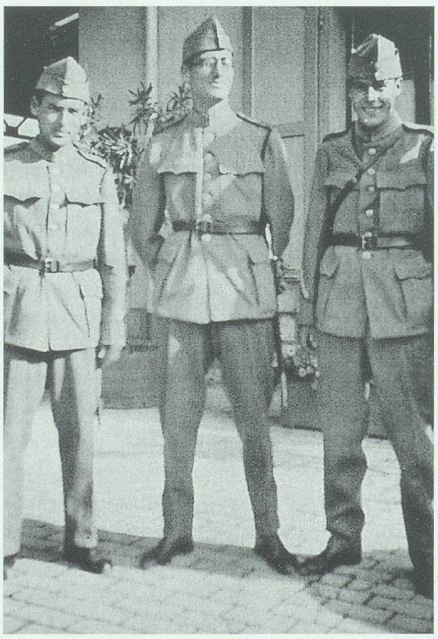
Oberst de Kalbermatten, Schulkommandant in Savatan.

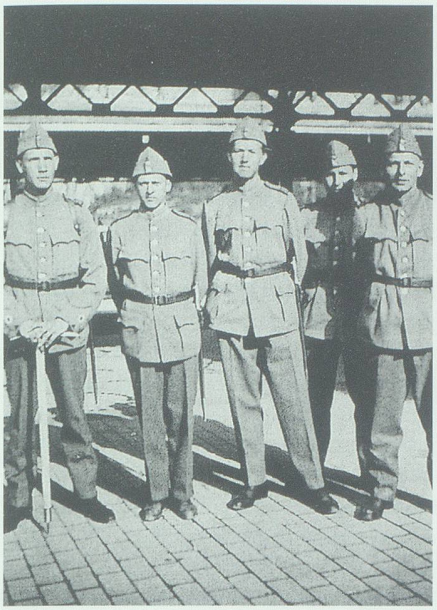


Unser Zugführer, Leutnant Fischer aus Zürich.



Unsere Unteroffiziere in der Rekrutenschule.





Der erste Ausgang im neuen Kleid.

Das Nachtquartier der Deutschschweizer auf Bretay.

tonnementsbezug, Kleider fassen und dergleichen. Die grosse Distanz zu der nächsten Ortschaft, in unserem Fall Martigny, brachte es mit sich, dass wir unter der Woche keinen Ausgang hatten, sondern ganz auf unsere Soldatenstube angewiesen waren. Dafür bekamen wir aber normalerweise ab Samstagmittag frei. Nicht frei war das erste Wochenende. Es war verbunden mit einer Wanderung in die höher gelegene Festung Day, die uns durch die mächtigen alten englischen Schiffsgeschütze beeindruckte, die noch mit Pulversäckchen geladen werden mussten. Diese Erinnerung ist mir deshalb wach geblieben, weil der Bruder eines meiner späteren Dienstkollegen bei einem solchen Lademanöver infolge einer Explosion ums Leben kam.

Kommandant der Schulanlage in Savatan war ein Oberst de Kalbermatten, eine stattliche Erscheinung mit ergrauten Haaren und abgeklärtem, fast väterlichem Ausdruck. Unser Zugführer, Leutnant Fischer, Arzt in Zürich, war dagegen ein richtiger Draufgänger und ehrgeizig. Zum Glück hatten wir wundervolle Unteroffiziere, die eisern zusammenhielten und ihn bei überrissenen Anforderungen jeweils zu unseren Gunsten abblockten.

Sanitätsausbildung im Gebirge.

Unangenehm ist mir in Erinnerung, dass wir praktisch jeden Tag zum Exerzieren ins Tal hinunter marschieren mussten. Der hiefür vorgesehene Platz war mit relativ hohem, zähem Gras bewachsen und machte das Marschieren recht mühsam. Nach der ermüdenden Exerzierarbeit ging der Marsch dann wieder den steilen Berghang nach oben, rund eine Stunde lang und oft bei brennendem Sonnenschein. Diese Umständlichkeit dränge sich auf, weil die Exerzierplätze bei der Schulanlage überbelegt seien, wurde uns gesagt. Den welschen Truppen blieb diese Tortur erspart, für sie hatte man bei der Anlage einen Platz gefunden. Nach gut einem Monat kam uns die Witterung entgegen. Ein heftiges Gewitter hatte im Tal zu grossen Überschwemmungen geführt, unser Exerzierplatz wurde unter Wasser gesetzt, mit Schlamm und Geröll überlagert, so dass er für längere Zeit unbenützbar wurde – ein Glücksfall für uns! Nun fand man plötzlich auch für die Deutsch-

1 Der Verfasser zeichnete die hier vorliegenden Erinnerungen im Sommer 1999 auf. Die Anmerkungen sind von der Redaktion beigefügt.

2 Der Verfasser besuchte ab Herbst 1937 die Drogisten-Akademie in Braunschweig und kehrte unmittelbar nach Kriegsausbruch im Herbst 1939 in die Schweiz zurück. Vgl. dazu seinen Beitrag «Wo jeder vor jedem Angst hatte, verraten zu werden. Erinnerungen an Deutschland aus der Zeit von 1937 bis 1939» im *Werdenberger Jahrbuch 2000,* S. 151–161, sowie das Kästchen «Der Aufenthalt in Deutschland 1937–1939» in diesem Beitrag.

schweizer bei den Schulanlagen Raum zum Exerzieren.
Die Verpflegung liess einiges zu wünschen übrig und zeichnete sich vor allem durch Einseitigkeit aus: Kartoffeln und Lauch, Lauch und Kartoffeln. – Die Küche wurde von einem einheimischen Koch geführt, und böse Zungen behaupteten, er habe von Bauern in der Region überschüssigen Lauch gekauft, um damit auf einem andern Gebiet Vorteile für sich ergattern zu können. Gerücht oder Wahrheit – niemand wagte es offen auszusprechen.
In guter Erinnerung geblieben ist mir der wunderschöne Anblick des Dent du Midi bei Sonnenaufgang, weniger dagegen die blödsinnig aufgezogene Morgenwache, über die ich mich immer wieder ärgerte.
Die jeweiligen Krankentransportübungen im gebirgigen Gelände waren oft sehr anspruchsvoll. Da ich mit meinen knapp 50 Kilogramm zu den Untergewichtigen zählte, wurde ich häufig als Patient ausgewählt. Ich konnte mich über diesen Vorteil aber dennoch meist nicht so recht freuen. Kurz vor meinem Eintritt in die Rekrutenschule hatte ich im W&O nämlich von einem Walliser gelesen, der sich im Gras an der Sonne ausgeruht und dabei plötzlich festgestellt habe, dass sich eine Viper in seinen Hosensack eingeschlichen hatte. Immer wenn ich als Patient im Gras oder auf der Bahre auf den Abtransport wartete – und das konnte manchmal einige Stunden dauern –, erschien diese Szene vor meinem inneren Auge und liess mich des Vorzugs gar nicht so recht froh werden.
Eines Tages war der grosse Ausmarsch fällig. Er führte uns über Bex, Villars nach Bretay und forderte uns ordentlich. Oben angekommen, wurde von uns eine zackige Achtungsstellung verlangt. Dies führte dazu, dass einige Kollegen infolge Übermüdung oder einer Blutleere zusammensackten, wobei es für die anderen galt, unbeweglich stehen zu bleiben, bis der Befehl zur Ruhestellung kam.
Die welschen Truppen wurden auch hier bevorzugt behandelt und konnten die Nacht im Hotel verbringen. Wir Deutschschweizer wurden auf verschiedene Alphütten verteilt und mussten mit Strohlagern vorlieb nehmen.
Irgendwann war die Strapaze überstanden. Zurückgeblieben ist bei mir eine tief sitzende Abneigung gegen diesen militärischen Stil der Schweizerarmee.

Erlebnisse im Aktivdienst vom 8. September 1939 bis 29. September 1945

Nach der Rekrutenschule war ich vorerst der Geb Inf Kp 1/77 zugeteilt. 1938 erfolgte die Mitteilung, dass ich in die Stabskompanie des Füs Bat 81 umgeteilt worden sei. Nach der Rückkehr aus Deutschland (vgl. dazu Kästchen «Der Aufenthalt in Deutschland 1937–1939») meldete ich mich am 8. September 1939 in St.Gallen, meinem Aufgebotsort, zur Eintrittsmusterung. Hier wurde mir gesagt, die Mannschaftsbestände seien vorsorglich bereits auf Kriegsbestand aufgefüllt worden. Ich müsse deshalb vorerst in ein Mannschaftsdepot einrücken und dort bis auf Abruf warten. Das Zuweisungsbüro befand sich in Luzern; von dort aus wurde ich in das Mannschaftsdepot für Sanität nach Alpnach Dorf gewiesen.

Beinahe-Meuterei und Leerlauf

Die Truppenunterkunft befand sich im dortigen Schulhaus, und als Koch amtete dessen Abwart. Bereits am ersten Abend erlebte ich unter der Truppe eine Oppositionsstimmung. Die Mannschaft war mit dem Kochstil des Abwarts nicht zufrieden und forderte einen ausgebildeten Militärkoch. Wir waren eine recht bunt

Der Aufenthalt in Deutschland 1937–1939

Auch diese Phase gehört zur Vorgeschichte des Aktivdienstes. In dieser Zeit lernten wir das Wesen und die Mentalität des Nationalsozialismus ein wenig kennen, gleichzeitig motivierte sie uns, den Verlauf der Geschichte aufmerksamer als bisher zu verfolgen. Besonders beeindruckt hat uns Schweizer im Frühjahr 1938 die Einverleibung Österreichs in das Grossdeutsche Reich, bei der auch unsere österreichischen Mitstudenten mitgewirkt hatten. Hier tauchte zum ersten Mal der Gedanke in uns auf, dass eine solche Gefahr auch für die Schweiz aktuell werden könnte, hatten wir doch schon von zu Hause gehört, dass es auch in der Schweiz bereits Sympathisanten und Anschlusswillige zum Nationalsozialismus gebe.
Danach folgte der hektische Verhandlungssommer in der Frage rund um die Tschechoslowakei. Aus Diskussionen mit deutschen Kollegen stellten wir bald einmal fest, dass in keiner Weise ein ernsthaftes Interesse für eine längerfristige Verständigung da war, es konnte sich im besten Fall um einen Zeitgewinn handeln, deshalb ärgerten wir uns über die Naivität der Briten und Franzosen. Wir waren damals fest überzeugt, dass nur die Härte eines Churchill noch etwas hätte verhüten können. In Frankreich herrschten zu jener Zeit auf politischer Ebene chaotische Zustände. Fast jeden Monat wechselte der Ministerpräsident. Die Inhaberin der Villa, in der wir wohnten, Frau Silberschmid, hatte in Braunschweig und auf ganz Deutschland verteilt vielfältige Verbindungen, vor allem mit intellektuellen Kreisen, und war über alle Belange sehr gut informiert. Fürs Erste hat sie uns die Umstände bei der Machtübernahme durch die NSDAP im Jahr 1933 geschildert. Dutzende, wenn nicht Hunderte seien in der Stadt aus den Häusern geholt, gefoltert und ermordet worden. Die Stadt habe zu jener Zeit ein neues Elektrizitätswerk gebaut; in dessen halbfertigen Räumen hätten die Folterungen und Morde stattgefunden. Alles geschah auf für die Menschen entwürdigendste Weise. Den Stadtpräsidenten hätten sie auf allen Vieren durch die Strassen gejagt bis zu seiner vollständigen Erschöpfung.
Informiert wurden wir auch über die verschiedenen Institutionen und Organisationen, die die NSDAP ins Leben gerufen hatte, beispielsweise das Winterhilfswerk, die Reiseorganisation «Kraft durch Freude», die Hitlerjugend, den Bund deutscher Mädchen BDM, die SA und die SS. Bei der Ausbildung der SS wurden ganz harte Kriterien angewandt. So wurde erzählt, dass bei Beginn der Ausbildung jeder Teilnehmer einen Deutschen Schäferhund zugeteilt erhielt, der ihn die ganze Zeit begleitete und so zu einem treuen Freund wurde. Als Test für die Tauglichkeit zur SS erhielt jeder den Befehl, sein Tier eigenhändig abzuknallen – wer dies nicht fertig brachte, galt als untauglich.

gemischte Gesellschaft, je zur Hälfte Deutschschweizer und Welsche. Die Angelegenheit kam am Hauptverlesen zur Sprache. Der Hauptmann versuchte zu beschwichtigen und zu relativieren, versprach, die Sache zu prüfen, schien es aber nicht besonders eilig zu haben. Die Deutschschweizer gaben sich mit diesem Versprechen einstweilen zufrieden, nicht so die Welschen. Nach Abschluss des Hauptverlesens blieben sie auf dem Platz stehen. Vorerst beeindruckte das die Offiziere noch kaum, als es aber länger dauerte, wurden sie doch allmählich unruhig. Wir standen ja unter Kriegsrecht, und ein solches Verhalten hätte als Meuterei ausgelegt werden können. Als Strafe dafür wäre eine kollektive Versetzung in ein Straflager, beispielsweise nach Savatan, vorgesehen gewesen, was niemand provozieren wollte, ganz sicher nicht die Unteroffiziere und Offiziere, weil dadurch ihre künftige Offizierskarriere beeinträchtigt worden wäre. So wurde unverzüglich eine Delegation nach Alpnachstad geschickt, um in einer anderen Einheit einen überzähligen Militärkoch ausfindig zu machen. Dem Unternehmen war Erfolg beschieden, und die Gemüter begannen sich wieder zu beruhigen. Am darauffolgenden Sonntag machte uns der Kommandant angesichts des schönen Herbstwetters das Angebot für eine Fahrt auf den Pilatus zum Vorzugspreis von Fr. 2.75. Es wurde rege benützt, und für mich wurde es zu einer schönen Erinnerung an den Aufenthalt in Alpnach Dorf.

Der Betrieb im Mannschaftsdepot, wenn man diesen Ausdruck dafür überhaupt verwenden darf, war absoluter Leerlauf. Es war keinerlei Übungsmaterial vorhanden, es gab keinerlei Richtlinien für die Ausbildung. Es fehlte die Motivation von allen für jedes. Alle verharrten in Abrufstellung. Nach wenigen Tagen jedoch kamen aus allen Teilen der Schweiz Anfragen nach Sanitätspersonal. Ungeachtet der früheren Truppenzugehörigkeit konnte man sich für den Einsatz bei einer neuen Einheit melden. Sorgfältig begann ich abzuwägen und entschloss mich schliesslich für den Eintritt in die Luzerner Feldartillerieabteilung 24, nicht ganz ohne den Hintergedanken, dass man bei einer solchen Einheit mehrheitlich Fahrgelegenheit hätte und den Militärtornister nicht selber zu tragen brauchte. Diese Rechnung ging dann tatsächlich auf.

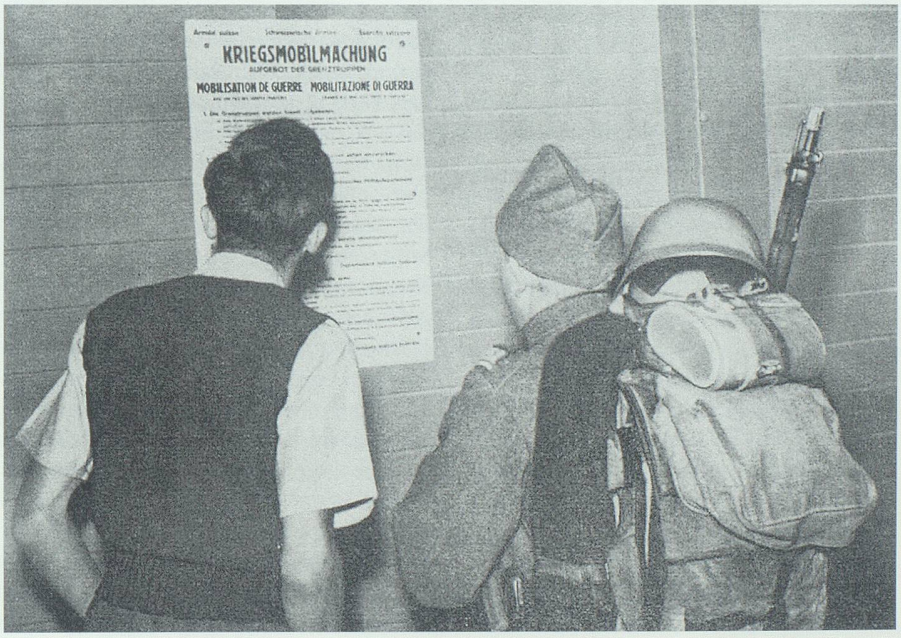
12 Kanonen, aber keine persönlichen Waffen

Nun packte ich meine Sachen, erkundigte mich nach dem genauen Standort der neuen Truppeneinheit. Sie befand sich im kleinen Weiler Adelboden, ganz in der Nähe von Reiden. Die Truppe stand dort in Wartestellung. In wenigen Tagen sollte es weitergehen Richtung Kanton Aargau, gerüchteweise nach Birr, Lupfig und Scherz. Die Platzverhältnisse waren katastrophal. Die Übersicht fehlte total, und es herrschte eine recht gereizte Stimmung sowohl bei den Vorgesetzten wie auch bei den Soldaten. Etwa am dritten Tag erfolgte der Aufbruch in die vorgesehenen Quartiere. Für mich bedeutete dies Birr, wo die Batterie 71, die mich angefordert hatte, stationiert wurde. Im Laufe des Morgens gab es eine Orientierungsversammlung, bei der die einzelnen Quartiere zugewiesen wurden. Das Krankenzimmer befand sich im Unterrichtszimmer des evangelischen Pfarrhauses und bot neben einem Warteraum Platz für sechs Betten. Hier fand ich fürs Erste auch eine Schlafgelegenheit und lernte meine künftigen Kollegen kennen. Zuständig für den Sanitätsdienst in den verschiedenen Batterien war Hauptmann Wespi, gebürtiger Zürcher, damals Oberarzt am Bürgerspital Basel. Zu unserer Equipe in der Batterie 71 gehörten ein Instruktionswachtmeister, ein Gefreiter und drei Sanitätssoldaten. Für mich galt es zunächst einmal, den ganzen Arbeitsablauf zu studieren, denn infolge meines Auslandaufenthaltes hatte ich noch keinerlei Erfahrung in der Praxis. Auch interessierte mich aufgrund meiner Erfahrungen beim Truppenaufmarsch der Deutschen gegen Polen der Zustand unserer Armee in Bezug auf Ausrüstung und Schlagkraft.

Unser Feldweibel, ein Basler, nebst mir einer der wenigen Protestanten in unserer Einheit, gab mir bereitwillig Auskunft. Die Feuerkraft bestand aus 12 Zwölfeinhalb-Zentimeter-Kanonen. Zur Bedienung waren, die Munitionskolonne eingerechnet, 650 Mann inklusive Offiziere und Unteroffiziere sowie 250 Pferde erforderlich. Die Schwerfälligkeit beim Gefechtseinsatz, die ich bei Manöverübungen kennen lernte, gab mir zu denken, ebenso die Tatsache, dass keiner der Soldaten im Besitz einer Feuerwaffe war. Die Offiziere und höheren Unteroffiziere verfügten über Pistolen, letztere nicht einmal in erster Linie zum Selbstschutz als vielmehr vorsorglich für den Einsatz bei Pferdeunfällen.

Kommandant der Abteilung 24 war Major Sallenbach, Instruktionsoffizier. Er galt als sehr tüchtig. Seine Aufmerksamkeit galt vor allem der Leistung der Offiziere und Unteroffiziere. Gegenüber den Soldaten war er sehr tolerant. Kommandant der Batterie 71 war Hauptmann Portmann, Inhaber eines Anwaltsbüros in

Der Überfall Hitler-Deutschlands auf Polen löste im September 1939 in der Schweiz die Kriegsmobilmachung aus.



Luzern. Verantwortlich für den Sanitätsdienst in den Batterien war Hauptmann Wespi. Er war mein direkter Vorgesetzter. Ihm übergeordnet war noch der Stabsarzt Dr. Beck, der im Stabsort Scherz residierte.
Gegenüber dem rein militärischen Teil der Arbeit hatte ich schon von der Rekrutenschule her eine abgrundtiefe Abneigung und entschloss mich deshalb, soweit mir dies möglich war, mich auf den internen Sanitätsdienst zu konzentrieren. Laufend aber musste ich erleben, dass Unteroffiziere und Offiziere mich krampfhaft in das militärische Getriebe einzuordnen versuchten. Nachdem sich unser Gefreiter immer wieder als krank ausgab und die beiden anderen Kollegen vom Beruf her gute Urlaubschancen hatten, wurde ich für den internen Sanitätsdienst zunehmend unentbehrlicher.

Grabarbeiten, Dilettantismus und Verrat

Die erste Zeit galt vorwiegend der körperlichen und militärischen Ausbildung mit Fahrschule und Stellungsbezügen. Ab Mitte September tauchten Gerüchte auf, wir hätten zusammen mit noch anderen Einheiten die Aufgabe, mit unserem Umfeld eine Verteidigungsstellung aufzubauen, die sich über viele Kilometer erstrecken würde. Es galt, Gräben in einer Tiefe von etwa 2,5 Metern auszuheben. Diese Gräben waren beidseitig mit Rundhölzern auszukleiden und – als Schutz vor Granatsplittern – oben mit solchen abzudecken. Eine derartige Aufgabe überforderte natürlich unsere nicht aus dem Baufach stammenden Offiziere, und so wurde weitherum in den verschiedensten Einheiten eine Suchaktion gestartet nach Baufachleuten, Geometern, Maurern, Zimmerleuten, Bauzeichnern, Förstern und anderen mehr. Allmählich kam ein buntes Gemisch von Fachleuten aus den unterschiedlichsten militärischen Sparten zusammen, und die Arbeit konnte beginnen. Bagger waren zu jener Zeit noch wenig verbreitet, auf jeden Fall standen dem Militär keine zur Verfügung. Alles musste durch Handarbeit ausgeführt werden. Zur Teilnahme an diesen Arbeiten war alles aufgerufen, abwechslungsweise auch die Büroleute und die Sanität. Dieser Umstand passte unserem Hauptmann und unserem Wachtmeister gar nicht. Sie fanden im Reglement einen Passus, der es der Sanität verbietet, an aktiven Kriegsvorbereitungen dieser Art teilzunehmen. Sie stellten auch fest, dass in diesen Verteidigungsplänen nicht einmal ein Bunker für die Sanität vorgesehen war. So wurden wir vorerst von den Grabarbeiten dispensiert, erhielten aber den Auftrag, einen Plan für einen Sanitätsbunker zu erstellen. Als Standort wurde uns Gebensdorf genannt.
Von Anfang an konnte ich dieser Verteidigungsstrategie nichts abgewinnen. Wenn ich sie in Bezug zu Bildern brachte, die ich beim Aufmarsch der deutschen Armee gegen Polen gesehen hatte, kamen sie mir dilettantisch, ja geradezu lächerlich vor.
Zu jener Zeit standen unserer Einheit noch keine Arbeitskleider zur Verfügung. Alle Arbeiten, ob bei Sonnenschein oder bei Regen, mussten in den Ausgangskleidern geleistet werden. Das gab jeden Tag einen erheblichen Aufwand an Kleiderreinigung.
Durch diese Arbeitsverlagerung waren unsere Pferde zu wenig ausgelastet. Sie wurden mehr und mehr unruhig und aggressiv. Es kam bei den Betreuern zu Verletzungen. Bald gab es fast täglich Bisswunden und Schlagverletzungen zu behandeln. Daraufhin weitete man die Fahrschule mit den Pferden aus, reduzierte den Haferanteil im Futter und ersetzte ihn durch Zellulosestoffe.
Die Arbeiten dauerten bis in den November hinein, dann wurden sie ohne Kommentar plötzlich abgebrochen. Von einem Abschluss konnte noch nicht die Rede sein. Die Offiziere gaben sich in Sachen Auskünfte zugeknöpft, aber eines Tages sickerte durch, die ganze Anlage sei bereits an die Deutschen verraten worden. Dass diese davon beeindruckt gewesen wären, glaube ich kaum. Es hiess, beim Verräter handle es sich um einen Unteroffizier. Aber eines Tages tauchte ein Justizoberst auf, begleitet von zwei Militärpolizisten, und nahm unseren Kommandanten, Hauptmann Portmann, gefangen. Er verschwand aus unseren Augen und kam nicht mehr zur Einheit zurück.

Arroganz und Nachlässigkeit

An sich konnte ich mich über die Akzeptanz bei der Truppe nicht beklagen, obwohl ich fast der einzige Protestant in einer vorwiegend katholischen Truppeneinheit war. Auch das Verhältnis zum katholischen Feldprediger war ein recht gutes. Etwas Mühe hatte ich ab und zu mit der Überheblichkeit und Arroganz unserer Offiziere, auch bei meinem Chef, Hauptmann Wespi. Beispielsweise gab er bekannt, um fünf Uhr finde die Arztvisite statt, machte dann einen Ausritt und kümmerte sich kaum mehr um diesen Termin, vielmehr liess er die Patienten eine Stunde und noch mehr ohne Mitteilung warten. Andererseits aber war er im Stande, wenn er pünktlich zur Stelle war und ein Soldat etwas verspätet eintraf, diesen kurzerhand zurückzuweisen, ohne sich vorher noch um seinen Befund zu erkundigen.
Ein tragischer Fall ist mir in Erinnerung geblieben. Ein Wachtmeister aus Meggen, einziger Sohn eines Bauernehepaares, kam öfters in die Arztvisite und beklagte sich über ungewöhnlich starkes Kopfweh. Ich erhielt den Auftrag, ihn mit einem Schmerzmittel zu bedienen. Aber ausser Aspirin stand kaum etwas Vernünftiges zur Verfügung. Deshalb wiederholten sich seine Besuche immer wieder. Eines Tages bemerkte ich, wie seine Hände zitterten und bei seinem Gang eine Veränderung festzustellen war. Ich machte den Hauptmann darauf aufmerksam, aber er ging gar nicht darauf ein, sondern meinte nur, der Mann solle weniger saufen, dann werde es schon wieder gut. So ging das einige Zeit. Der Zustand des Patienten blieb unverändert. Dann ging der Hauptmann in den Urlaub, und als Stellvertreter erhielten wir einen jungen Mediziner im Grad eines Wachtmeisters. Ich legte ihm den Fall vor und bat ihn um einen gründlichen Untersuch. Er nahm die Sache ernst, und nach einiger Zeit meinte er, es bestehe ein starker Verdacht auf einen Tumor im Kopf des Patienten, aber er sei ausserstande, dies ohne Hilfe von Apparaturen, wie sie in einem Spital zur Verfügung stünden, genau abzuklären. Er konsultierte den Stabsarzt Dr. Beck, aber dieser wollte sich nicht in den Fall seines Kollegen einmischen und leitete die Angelegenheit an den Divisionsarzt weiter. Darüber verging wieder geraume Zeit. Endlich kam die Bewilligung zum Besuch des Spitals in Aarau. Der Untersuch ergab eindeutig den Befund eines Tumors, der, wenn er nicht sofort operiert werde, zur Erblindung führe. Der Patient erhielt die Erlaubnis, vor der Operation noch seine Eltern in Meggen zu besuchen mit der Auflage, sich zwei Tage später in Aarau zur Operation zu

melden. Die Operation brachte keinen Erfolg, die Sache war schon zu weit fortgeschritten und endete mit dem Tod des Patienten.

Rosenkranz und Schnapswäntele

Grundsätzlich war der Alkoholgenuss im Krankenzimmer verboten. Wie ich aber feststellte, gehörten ein Rosenkranz und eine Schnapswäntele zur eisernen Ration eines jeden Luzerners. Beides wurde jeweils unter dem Kopfkissen aufbewahrt. Nachdem ich eines Morgens für die Patienten Tee zubereitet und daraufhin das Krankenzimmer wieder verlassen hatte, gab es Besuch vom Hauptmann. Er trat ins Krankenzimmer und fand es in einen Dunst von Alkohol gehüllt. Er wurde wütend, liess nach mir rufen und wollte mich zur Rechenschaft ziehen. Ich blieb ruhig, liess durch die Patienten bestätigen, dass ich sie auf die Vorschriften hinsichtlich Alkoholgenuss aufmerksam gemacht hatte. Die Konsequenzen aus einem solchen Verstoss zu ziehen liege nicht in meiner, sondern ausschliesslich in seiner Kompetenz, sagte ich dem Hauptmann. Fazit: Alle Insassen wurden sofort zur Truppe zurückgeschickt, das Krankenzimmer blieb für einige Tage leer.

Ein Gespräch führt zur Umteilung nach Scherz

Für mich öffnete sich bald einmal eine Veränderung. Beim routinemässigen Besuch des Stabsarztes Dr. Beck ergab es sich, dass ich vom Sanitätspersonal allein zugegen war, und so kam es zu einem persönlichen Gespräch mit ihm. Ich fragte ihn, ob er identisch sei mit dem bekannten Chirurgen Dr. Beck[3] vom Spital Walenstadt, der durch seine erfolgreichen Blinddarmoperationen einen Bekanntheitsgrad erreicht hatte, der weit über die Kantonsgrenzen hinausging. Blinddarmoperationen waren zu jener Zeit noch mit einem sehr hohen Todesfallrisiko behaftet. Meine Vermutung traf nicht zu, hingegen handelte es sich bei Stabsarzt Dr. Beck um einen Cousin[4] des Walenstadter Chirurgen. Er selber betreibe, wie er mir sagte, eine Allgemeinpraxis in Murg. Weiter richtete ich die Frage an ihn, ob er Schach spiele. Darüber war er sehr überrascht. Ich erklärte ihm, dass ich Mitte der dreissiger Jahre in Mels an einem Schachturnier teilgenommen hätte und unter meinen Gegenspielern auch einem Dr. Beck begegnet sei, der ihm sehr ähnlich sehe. Er begann zu überlegen und bestätigte mir dann, dass dies tatsächlich der Fall gewesen sei, und es könne sich nur um ihn gehandelt haben. Gut gelaunt verabschiedete er sich von mir, und ich legte die Angelegenheit zu meinen schöneren Aktivdiensterinnerungen.

Zwei, drei Wochen später begegnete ich ihm wieder. Er kam auf mich zu und sagte, er hätte mir ein Angebot. Wenn es mir recht sei, dann werde er mich in den Stab nach Scherz umteilen. Dies sei zwar nicht ordonnanzmässig, aber er könne es damit begründen, dass sein dortiger Sanitäter ein Alkoholiker sei, auf den er sich in keiner Weise verlassen könne. Er habe zudem die Absicht, mir die Verantwortung für den Nachschub von Sanitätsmaterial für die ganze Abteilung zu übertragen. Der Nachschub vom Zentrallager funktioniere immer weniger, es komme immer wieder zu Engpässen, und eine gewisse Lagerhaltung bei der Truppe dränge sich auf. An sich fühlte ich mich in der Batterie 71 nach gewissen Anlaufschwierigkeiten zwar gut aufgehoben, aber die Verhaftung unseres Kommandanten hatte doch einen erheblichen Vertrauensschwund in unsere Einheit gebracht. So entschloss ich mich für Scherz. Dort erhielt ich in einem alten, leerstehenden Bauernhaus Räumlichkeiten für ein Krankenzimmer. Es befand sich etwas abseits vom Dorfkern, was für die Truppe nicht unbedingt praktisch war, aber mir war es recht so.

Das zweite Domizil für das Krankenzimmer in Scherz.

3 Dr. med. Paul Beck, von 1905 bis 1937 am kantonalen Spital Walenstadt. Vgl. Ärzteverein Werdenberg-Sargans (Hg.), *Medizin im Werdenberg und Sarganserland*. Mels 1988.

4 Dr. med. Hans Beck.

Schlendrian schleicht sich ein

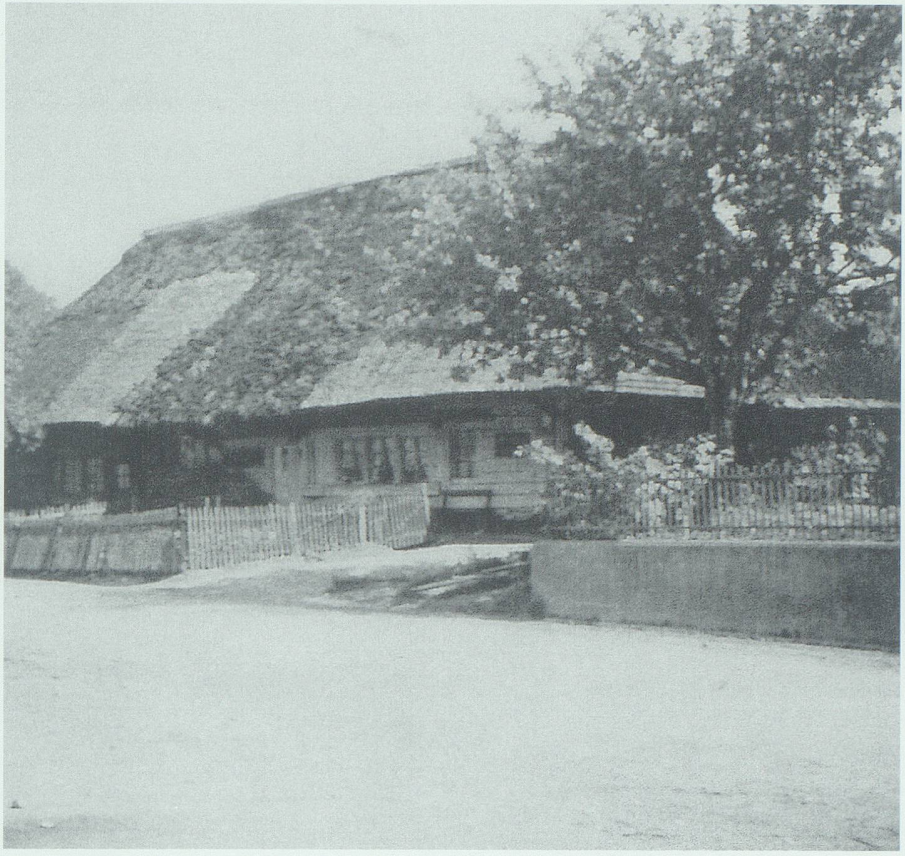
Dies alles fiel in eine Phase des Wartens und Abwägens. Würde es zu einem Friedensschluss zwischen den Westmächten und Deutschland kommen oder – wie im Ersten Weltkrieg – zu einem Stellungskrieg zwischen den beiden Kriegsgruppen? Man nahm die Sache plötzlich nicht mehr so ernst, sondern versuchte, die Wartezeit mit dem Angenehmen zu verbinden. In Scherz beispielsweise veranlassten die Offiziere, dass ihnen im ersten Stock des Gemeindehauses zwei Zimmer zur Verfügung gestellt wurden mit der Erlaubnis, daraus ein Offiziers-Casino zu gestalten. Das Wohl der Truppe lag ihnen weit weniger am Herzen. Für die Ausgestaltung des Raumes suchte man innerhalb und ausserhalb unserer Einheit Baufachleute und Künstler. Für die Beschaffung des Materials wurden Sponsoren aus dem Umkreis der Warenzulieferer herangezogen. Auch der Bürobetrieb wurde von Grund auf modernisiert. Es wurden neue Schreibmaschinen und weitere Bürogeräte angeschafft. Bei einer gelegentlichen Finanzkontrolle kam dann jedoch zu Tage, dass in der Kasse ein grosses Loch klaffte. Einer der Herren Offiziere kam auf die Idee, man könnte für dessen Beseitigung ja auch die Truppe einspannen. So wurde verfügt, dass jeder, der in Urlaub wollte, vor dessen Antritt Fr. 2.50 zu bezahlen habe. Anscheinend brachte das noch zu wenig, denn bald darauf wurde der Ansatz auf über fünf Franken erhöht. Allerdings war festzustellen, dass sich auch bei der Truppe ein gewisser Schlendrian eingeschlichen hatte. Es ging vermehrt Material verloren, doch in keiner Weise so viel, dass sich ein solcher Zuschlag gerechtfertigt hätte. Irgendwann verlangte dann eine Gruppe von Büroleuten Rechenschaft über die eingezogenen Gelder, aber es blieb immer nur bei Hinhaltungen und Verzögerungen. Erst viel später kam die Sache bei einem Aufenthalt in Sarnen am Hauptverlesen als letztes Traktandum zur Sprache – zehn Minuten vor der Abfahrt des Zuges in den Urlaub. Das Verlangen nach Urlaub war damals so gross, dass man bereit war, einiges dafür in Kauf zu nehmen. So viel mir bekannt ist, blieb die Angelegenheit im Dunkeln, obwohl sie in die Zehntausende von Franken ging.

Alkoholische Exzesse

Mein Übertritt nach Scherz muss Anfang Oktober 1939 erfolgt sein, denn die Arbeiten an der Verteidigungslinie waren damals noch in vollem Gange. Auf jeden Fall musste ich an mehreren Tagen der Woche mit einem Velo nach Gebenstorf fahren, um an unserem Sanitätsbunker zu arbeiten. Waren Patienten im Krankenzimmer, dann vertrat mich tagsüber ein Sanitätssoldat aus einer Batterie. Am Abend hatte ich dann noch Aufräumarbeiten zu leisten und den Warennachschub in die Batterien vorzubereiten. Also ein recht strenges Arbeitspensum, wodurch sich auch meine Lust am Schachspielen in Grenzen hielt. Wenn wir spielten, suchten wir hierfür das Casino

Meine Nachbarn in Scherz: die frühere Näherin (links) und das Schuster-Ehepaar.

der Offiziere auf. Aber einerseits herrschte dort eine lärmige Atmosphäre in einem Qualm von Rauch, andererseits war ich dort kein gern gesehener Gast, weil die Offiziere unter sich sein wollten, damit nichts von ihren alkoholischen Exzessen nach aussen dringen konnte.
In dieser Zeit des Wartens und der Ungewissheit über die Zukunft begann der Alkohol die Truppe wie auch die Offiziere immer mehr zu beherrschen. Die Offiziere hielten ihre Gelage meist ausserhalb unserer Ausgangsgrenzen ab, indem sie dazu ihre Pferde zum Ausritt benutzten. Durch die Offiziersordonnanzen kam dann am Tag danach jeweils doch einiges unter die Truppe. So erfuhren wir, dass auf dem Rückritt einer der Offiziere vom Weg abkam, ein Bachbord hinunter in einen Bach stürzte und dort einige Zeit im Wasser liegen blieb, bis ihn ein nachfolgender Kollege endlich fand. Mit einer starken Unterkühlung musste er ins Spital eingeliefert werden. Bei einem weiteren Anlass dieser Art wuchs unserem Kommandanten, Major Sallenbach, nach ausgiebigem Alkoholgenuss der Mut so stark, dass er beim Ausgang aus dem Lokal im Treppenhaus seine Pistole zückte und einige Schuss scharfer Munition in die Decke pfefferte. Irgendwie muss dies den Oberen zu Ohren gekommen sein, denn kurz darauf wurde er vom Kommando suspendiert. Als Nachfolger erhielten wir Hauptmann von Muralt aus Bern. Er befand sich auf dem Anlauf zum Major. Dieser Kommandowechsel gab wiederum Anlass zu einem Fest. Am darauffolgenden Tag teilte mir Hauptmann Beck mit, Hauptmann von Muralt habe sich krank gemeldet. Er befinde sich in seinem Zimmer in Niederwil. Er befahl mir, mit dem Velo dorthin zu fahren und mich um den Patienten zu kümmern und ihm über dessen Gesundheitszustand zu rapportieren. Der Patient befand sich noch im Bett und sah etwas übernächtigt aus. Weiter aber schien ihm ausser einer leichten Erkältung nichts zu fehlen. Er bat mich um die Zubereitung eines Erkältungstees und meinte dann zum Schluss, er hätte noch ein Anliegen, er wäre froh, wenn er mir den Auftrag zu einem Telegramm geben könnte. Schreibzeug und Papier befinde sich auf dem Tisch. Dann begann er zu diktieren:
«Hochgeehrter Herr Bundesrat Etter, infolge Erkrankung im Militärdienst war es mir leider nicht möglich gewesen, das Subventionsgesuch für die hochalpine Stiftung Jungfrau-Joch termingerecht einzureichen, und ich ersuche Sie deshalb um eine angemessene Fristerstreckung. Mit vorzüglicher Hochachtung, gez. Hauptmann von Muralt.» – Nach Beendigung des Diktates verabschiedete ich mich von ihm, brachte das Telegramm zur Post und fühlte mich ein wenig gehoben, ein so hochkarätiges Telegramm übergeben zu können.



Das Nachbarhaus mit dem Strohdach.

Umzug in ein «neues» Domizil

Im November verschlechterte sich die Witterung. Es wurde allmählich kälter. Hauptmann Beck meldete sich wieder und teilte mir mit, dass ihm der Gemeindeammann mitgeteilt habe, das Feuerwerk beziehungsweise das Kamin in diesem Haus sei abgesprochen worden. Deshalb dürfe der Ofen nicht in Betrieb gesetzt werden. Er habe sich nun umgesehen und sei fündig geworden. Gleich gegenüber dem Gemeindehaus befinde sich ein kleines Einfamilienhaus, das von einem alleinstehenden, kranken Mann bewohnt werde. Beim Besuch desselben habe er festgestellt, dass er derart krank sei, dass eine Überführung in ein Krankenhaus unumgänglich sei. Er habe dies mit dem Gemeindeammann besprochen und diesen Schritt bereits eingeleitet. Die Gemeinde stelle uns dieses Haus für den Betrieb eines Krankenzimmers zur Verfügung. Ich dürfe nicht erschrecken, es befinde sich in einem fürchterlich vernachlässigten Zustand. Er sei aber bereit, mir für die Aufräum- und Reinigungsarbeiten zwei Mann von der Truppe zur Verfügung zu stellen.
In der Tat, er hatte nicht übertrieben: In der Küche war das Fenster eingeschlagen, und um den Wasserhahn hatte sich eine mächtige Eiskruste gebildet. Der Boden unter dem Bett war von Urin total durchnässt, und es wucherten algenähnliche Strukturen. Hinter dem Bett an der Wand hatte sich durch den Auswurf eine gallertartige Schicht gebildet, die mit einer Spachtel abgetragen werden musste. Das schönste Stück im Haus war die Stube mit einem heimeligen Kachelofen. Nach zwei Tagen war alles erledigt, und in allen Räumen duftete es nach Frische. Es machte nun richtig Spass, darin zu wohnen.

Ich sah mir meine Umgebung an. Zur rechten Seite wohnte eine ältere Frau, die in jüngeren Jahren Näherin gewesen war. Sie war sehr aufgeschlossen, anerbot sich, im Bedarfsfall Knöpfe anzunähen oder kleinere Flickarbeiten zu übernehmen. Sie verstand sich sehr gut auf das Backen von Wähen und lud mich hin und wieder zu einem Kaffee ein. Auf der linken Seite befand sich ein grosses, langgezogenes Haus, das noch von einem Strohdach bedeckt war. Am Abend sass ich oft mit den Bewohnern, einem Schusterehepaar, auf dem Bänklein und liess mir alte Geschichten von Scherz erzählen. Der Boden in der Stube bestand aus festgetretener Erde, die da und dort von kleinen Teppichen bedeckt war. Der Kontakt mit der Bevölkerung war rege, weil Hauptmann Beck für den Arztdienst im Dorf und in der näheren Umgebung zuständig war.
Unten am Haus gegenüber der Durchgangsstrasse befand sich ein grösserer Garten, der aber wohl seit einigen Jahren nicht mehr bepflanzt worden war und entsprechend verwahrlost aussah. Über den Winter kam mir der Gedanke, falls wir hier noch längere Zeit verweilen müssten, liesse sich in diesem Garten problemlos Salat für unsere Truppe produzieren. Darüber besprach ich mich mit dem Quartiermeister. Er war sofort begeistert von der Idee und sicherte mir spontan den Kredit für die Beschaffung von Setzlingen und Dünger zu. Im Laufe des Frühlings konnte der Plan umgesetzt werden, und in der Folge wurden unsere oft etwas einseitigen Menüs durch Salatbeilagen aufgewertet.

Die ersten Früchte meiner Garteninitiative.

Neue Wachsamkeit

Entgegen dem bisherigen Verlauf kam plötzlich wieder Bewegung in das Kriegsgeschehen. Die Lage in Norwegen spitzte sich zu. Beide Lager schoben sich die Verantwortung für die Entwicklung zu. Am 9. April 1940 erhielten die beiden Staaten Dänemark und Norwegen von der deutschen Regierung ein Memorandum mit der Mitteilung, dass sie sich gezwungen sähe, auf dem Territorium der beiden Länder Vorkehrungen zu treffen gegen eine Besetzung durch England und Frankreich. Kurz darauf machten sich die Deutschen an die Umsetzung ihres Vorhabens. Das Kriegsglück ging kurze Zeit hin und her, aber schon bald zeigte sich, dass die Deutschen durch ihr forsches Vorgehen erfolgreicher waren als die Alliierten, die durch ihr zögerliches Verhalten immer mehr in den Nachteil gerieten. Diese Situation führte allmählich dazu, dass vor allem in unseren Offizierskreisen die Sympathien für die Deutschen zu steigen begannen. Am 30. April 1940 zeigte sich in Norwegen ein Stand, der auf einen vollen Erfolg der Deutschen schliessen liess.
Bereits am 10. Mai 1940 kam es zu einer neuerlichen Überraschung. Belgien, Luxemburg und die Niederlande wurden vor Tagesgrauen von deutschen Heeresgruppen zu Land und in der Luft überflutet. Für uns bedeutete dies kurzfristig eine gewisse Entlastung, weil immer ja auch die Gefahr bestand, dass Deutschland via Jura die Maginotlinie zu umgehen versuchen könnte. Dieses ganze Geschehen lief wie ein Film vor unseren Augen ab. Mit der Lethargie in der Armee war es für den Moment vorbei, neue Wachsamkeit war plötzlich gefragt. Mit grösstem Interesse wurde von der Truppe aus das ganze Geschehen verfolgt. Insbesondere galt unsere Aufmerksamkeit den drei angegriffenen Kleinstaaten Belgien, Luxemburg und Niederlande. Man war unwillkürlich versucht, Parallelen zu unserem Land zu ziehen. Bald einmal war klar, dass die drei Staaten der Übermacht des deutschen Heeres nicht widerstehen konnten. Die anschliessende Niederlage der Franzosen und Engländer bei Dünkirchen liess allgemein die Frage aufkommen, wer denn überhaupt noch in der Lage sein könnte, der deutschen Kriegsmacht Halt zu gebieten.
Mit unverminderter Härte ging der Kampf in Frankreich weiter und wurde von uns allen lebhaft verfolgt. Kurz nach Kriegsbeginn hatten der Journalist Herbert von Moos und sein militärischer Mitarbeiter, Franz Carl Endres, begonnen, ein Monatsheft mit dem Titel «Das grosse Weltgeschehen» herauszugeben. Da ich an all diesen Fragen sehr interessiert war, hatte ich es sofort abonniert und war somit in der Lage, das Kriegsgeschehen gut kommentiert und mit Zahlen belegt zu verfolgen.

Verunsicherte, in sich gespaltene Schweiz

Im Frühsommer 1940 lief in unserem Volk, wenn ich jetzt einmal von unserer Truppe ausgehe, ein Scheidungsprozess ab. Wenn man das Kriegspotenzial an

Flugzeugen und Panzern, das der deutschen Wehrmacht zur Verfügung stand, mit unseren Armeebeständen zu vergleichen begann, musste jedem denkenden Menschen klar werden, dass wir in einem Zweikampf absolut chancenlos dastehen würden. Da konnte auch der Geist eines Wilhelm Tell oder eines Winkelried nicht mehr viel ändern. Damit möchte ich keineswegs sagen, dass der Geist einer Truppe nicht auch Wesentliches zum Erfolg beitragen kann. Gerade im Fall von Frankreich mit der Maginotlinie kam dies deutlich zum Ausdruck. Die Truppe verliess sich zu sehr auf die technischen Gegebenheiten, der Kampfgeist aber fehlte. Zur Schweizerarmee kenne ich keine genauen Zahlen. Diese waren in jenem Zeitpunkt nicht zu erfahren, aber ich schätze, dass wir maximal 50 Panzer und zwischen 200 und 300 Flugzeuge besassen, wobei keineswegs alle kriegstüchtig waren. Diese bescheidenen Zahlen waren deshalb auch immer wieder Gegenstand von Witzen. So hiess es, Hitler habe Bundesrat Rudolf Minger angefragt, ob er bereit und in der Lage wäre, ihm mit acht bis zwölf Panzern auszuhelfen, falls es mit Frankreich zu einem offenen Kampf kommen sollte. Im Anmarsch auf Frankreich soll Deutschland eine Flotte von 4500 Flugzeugen modernster Art zur Verfügung gestanden haben. Von französischer Seite wurde berichtet, im Kampf um Calais habe das deutsche Heer ihre Frontlinie mit 5000 Panzern durchstossen. Rund 2000 davon hätten sie durch Artilleriefeuer und Bomben zerstören können. Solche Zahlen mussten zwangsläufig zu einer Ernüchterung führen. Ein Teil der wohlhabenden Klasse begann sich zu überlegen, ob ihnen eine Anpassung am Ende nicht mehr einbringen könnte als ein unerbittlicher Kampf gegen eine derartige Übermacht. Diese Leute rekrutierten sich aus Kreisen der Armee, der Politik und der Wirtschaft. Andererseits aber gab es eine kämpferische Gruppe, für die nur der totale Widerstand um jeden Preis in Frage kam. In dieser Sache hat sich Hauptmann Hans Hausamann zusammen mit weiteren Offizieren und Leuten der Presse besondere Verdienste erworben. Von dieser Seite her wurden wir auch immer wieder informiert. Eines Tages kam uns die Mitteilung zu, dass die Schweiz in sich gespalten sei, und zwar im politischen Bereich wie auch in der Armee. Wenn es zu einem offenen Konflikt mit Deutschland kommen sollte, dann würden wir vertrauliche Listen erhalten mit Namen von Personen, die aus Sicherheitsgründen sofort zu verhaften oder im Weigerungsfall unschädlich zu machen seien.

Die Küchenmannschaft im Stab 24 in Scherz.

Die Verunsicherung wurde immer grösser. Wem konnte man überhaupt noch trauen? In diesem Zeitpunkt wurden auch immer wieder Sabotageakte kleinerer und grösserer Art bekannt. Einer davon betraf auch unsere Einheit: Zum Morgenessen gab es abwechslungsweise an einem Tag Kaffee mit Käse und anderntags Kakao. Plötzlich gab es nur noch Kaffee und Käse, zum Unmut der Truppe. Man begann nachzuforschen, aber die Offiziere gaben sich verschwiegen. Schliesslich aber sickerte durch, dass man festgestellt habe, dass die Kakaolager der 9. Division, der wir angehörten, von Saboteuren vergiftet worden seien. Die gesamten Lagerbestände hätten ausgewechselt werden müssen, was eine gewisse Zeit beansprucht habe. Daneben tauchten auch immer wieder Gerüchte über die Fünfte Kolonne auf, die uns von innen her bedrohte. Diese Gefahr wurde von gewissen Kreisen dauernd heruntergespielt. Aber der Fall Quisling[5] in Norwegen zeigte auf, dass man sie durchaus ernst nehmen musste.

In diesen Zeitraum hinein (25. Juni 1940) fiel auch die Rede von Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz, die für zwiespältige Gefühle sorgte. Wohl die wenigsten von uns haben sie persönlich gehört. Aber sie wurde in der Presse heftig und in voller Breite diskutiert, teils in zustimmendem, aber doch weit mehr in negativem Sinne. Auch war die Rede von einer Eingabe an den Bundesrat von 200 Vertretern aus Kreisen der Wirtschaft, der Politik und der Armee mit dem Ziel einer Anpassung an die veränderten Machtverhältnisse in Europa. Genaueres darüber haben wir erst viel später erfahren. Das alles führte zu einer totalen Verunsicherung in der Truppe. Es kam zu einer eigentlichen Depression, die sicher nur der voll verstehen kann, der das alles persönlich miterlebt hat.

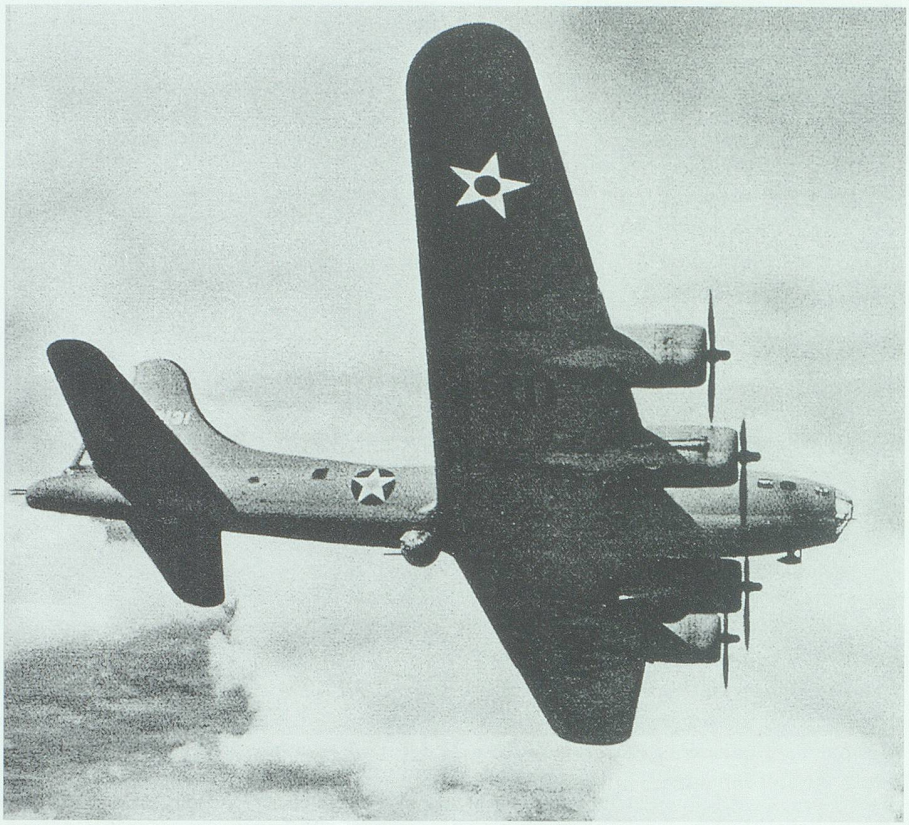
Umschwung nach dem Rütlirapport des Generals

Just in diesen Zeitraum hinein kam dann die Mitteilung vom Rütlirapport des Generals mit seinen verantwortlichen Offi-

5 Der norwegische Politiker Vidkun Quisling gründete 1933 eine faschistisch orientierte Partei. Im Dezember 1939 setzte er die nationalsozialistische deutsche Reichsregierung von der bevorstehenden britischen Besetzung norwegischer Häfen in Kenntnis. Nach dem deutschen Angriff auf Norwegen arbeitete Quisling mit der deutschen Besatzungsmacht zusammen und führte unter ihr eine «nationale Regierung» (1942–45). Nach dem Zusammenbruch des deutschen Besatzungsregimes im Jahr 1945 wurde er wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. Sein Name wurde zum Synonym für «Verräter» oder «Kollaborateur».

zieren (25. Juli 1940). Dies bewirkte in Bezug auf die Stimmung der Truppe wahre Wunder. Wie immer man die damit verbundenen Massnahmen von der strategischen Seite her beurteilen mag, in Bezug auf die Moral der Truppe war dieser Schritt eine absolute Notwendigkeit, wenn nicht alles schief laufen sollte.

Persönlich bin ich der Ansicht, dass der vom General am Rütlirapport dargelegte Entscheid zum weitgehenden Rückzug der Armee ins Réduit auch strategisch absolut richtig war. Hätte die Schweiz versucht, auch die ebenen Gebiete voll zu verteidigen, so wäre sie im Fall eines Angriffs durch die mehrfache Überlegenheit der deutschen Luftwaffe und der Panzer weitgehend zerstört worden. Zu diesem Zeitpunkt hatte es Hitler mit der Schweiz aber gar nicht so eilig. Die Zulieferung an Kriegsmaterial war ihm für den geplanten Krieg gegen Russland sicher weit wertvoller. Im Hinterkopf spielte schon damals der Gedanke eine Rolle, dass eines Tages eine Wende im Kriegsgeschehen eintreten könnte. Dann war es wichtig, dass mindestens ein Teil der Schweiz unversehrt blieb, ganz besonders im Hinblick auf die späteren Friedensverhandlungen.



«Fliegende Festung» der Amerikaner.

Die Zeit bis anhin war für mich der spannendste Teil der Grenzbesetzung gewesen. Nach der Niederlage von Frankreich kam es zu grösseren Entlassungen von Truppenteilen, was man nicht so richtig zu deuten wusste. Auch bei unserer Einheit war dies der Fall. Es bot sich für mich zum ersten Mal die Chance, einen ausgedehnteren Urlaub zu erhalten. Ich bewarb mich sogleich für eine Stelle bei der Schwanen-Apotheke in Altdorf und bekam sie zugeteilt. Der Urlaub dauerte vom 2. September bis zum 4. Oktober 1940, wonach ich wieder einberufen wurde für den internen Sanitätsdienst im Moosmattschulhaus in Luzern; mit der Truppe selber kam ich dort kaum in Berührung.

Am 20. November 1942 kam es wiederum zu einem Aufgebot nach Sarnen und von dort aus zu Dislokationen, vorerst nach Ermensee, später nach Sempach. Es war zu jener Zeit schon empfindlich kalt. In Sempach machte eine Prostituierte von sich reden, weil sie eine ganze Anzahl Soldaten mit Filzläusen infiziert hatte. Wir waren dauernd mit Quecksilbersalbe im Einsatz.

In einem Bauerndorf nebenan bot sich in einer Molkerei die Gelegenheit, ohne Rationierungsmarken Butter einzukaufen, vorerst einmal für den Eigenbedarf, später auch noch für ein willkommenes Mitbringsel nach Hause. Wir wunderten uns über diese Grosszügigkeit und wie der Mann das fertig brachte, denn die Rationierungsvorschriften waren damals schon recht streng. Aufklärung gab es erst beim nächsten Dienstantritt, wo Eingeweihte mitteilen konnten, der Molkereibesitzer sei eingeklagt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden.

Anfang Dezember ging es wieder zurück nach Sarnen. Dort erwartete uns eine Wintergefechtsübung im Raum Schwendi Kaltbad/Schlierengrat, bei einer Schneehöhe von etwa 60 Zentimetern und tiefen Temperaturen. Schon die Hinfahrt mit den schweren Geschützen war bei dieser Schneehöhe recht mühsam und forderte die Pferde bis aufs Äusserste. Das Kurhaus war zu dieser Zeit geschlossen; als Unterkunft diente uns eine grosse, mit Stroh ausgelegte Scheune. Infolge der Kälte waren sämtliche Wasserleitungen eingefroren, und es bestand keinerlei Möglichkeit, sie aufzutauen. Der Küchenbetrieb musste in ein Zelt im Freien verlegt werden, die Wasserbeschaffung erfolgte durch Schmelzen von Schnee. Die hygienischen Verhältnisse waren von diesem Umstand auch betroffen, denn für den persönlichen Wasserbedarf mussten wir in der Gamelle ebenfalls Schnee in Wasser umwandeln. An die Einrichtung eines Krankenzimmers war kaum zu denken; es stand uns lediglich ein kleiner, mit Zeltblachen abgegrenzter Raum in einer Ecke zur Verfügung.

Von den Gefechtsübungen bekamen wir kaum etwas zu sehen, weil die Sanitätsmannschaft der ganzen Abteilung zu einer speziellen Übung zusammengerufen worden war. Unser Hauptmann hatte in einem Kriegsbericht aus Finnland gelesen, dass sich die Sanitätsmannschaften infolge Mangels an Bahren auf folgende Weise geholfen hätten: Sie sägten grosse, breitgefächerte Äste von Fichten ab, polsterten sie notdürftig aus und schleiften so ihre Verwundeten über den Schnee in die rückwärtigen Stellungen. Diese Technik hatten wir nun im steilen, waldigen Gebiet zwischen Schwendi Kaltbad und dem Schlierengrat ausgiebig zu üben, wobei wir den Grat möglichst mieden, denn es herrschten dort Temperaturen von rund 30 Grad unter null. Dazu ging ein eisiger

Wind, der selbst die dicksten Militärstoffe zu durchdringen vermochte. Die Übung verlief dennoch recht zufriedenstellend. Nach rund fünf Tagen fand sie ihren Abschluss, und wir kehrten erleichtert nach Sarnen zurück mit dem Gefühl, den Weihnachtsurlaub reichlich verdient zu haben. Diese Gefechtsübung gehörte eindeutig zu den härtesten Herausforderungen der Aktivdienstzeit und liess uns ein wenig erahnen, wie die Praxis im Ernstfall aussehen könnte.

Nun folgte ein längerer Urlaub bis zum 25. September 1943. Inzwischen waren Hitlers Armeen schon vor geraumer Zeit in Russland eingefallen. Bald zeigte sich aber, dass nicht alles nach den deutschen Wünschen und Erwartungen verlief.

Quarantäne im Schulhaus von Schüpfheim

Auf obiges Datum hin bekam ich ein Aufgebot nach Sarnen. Von dort aus ging es weiter ins Entlebuch, nach Schüpfheim, wo mir im Schulhaus ein entsprechender Raum für das Krankenzimmer angeboten wurde. Das Kampfgebiet für die Artillerie war auf den Sörenberg hin ausgerichtet. In diesem Dienstabschnitt sollte der General eines Tages die Tauglichkeit der Artillerie überprüfen können.

Die relative Nähe von Bern hatte mich veranlasst, über das Wochenende Urlaub zu beantragen, der auch bewilligt wurde und mir ermöglichte, Besuche bei Verwandten zu machen. Als ich mich so gegen zehn Uhr abends zurückmeldete, hiess es, ich müsse zu einer Nachtwache antreten. Im Laufe des Nachmittags sei ein Soldat mit Anzeichen von Genickstarre und Verdacht auf Hirnhautentzündung ins Krankenzimmer eingeliefert worden. Ich müsste nun während der Nacht genau beobachten, ob sich die Anzeichen der Krankheit erhärten würden. Dies war der Fall, und am Morgen erfolgte die Einlieferung des Patienten ins Kantonsspital nach Luzern. Da diese Krankheit relativ gefährlich und zugleich ansteckend ist, wurde über seine Kameraden, die in den letzten zwei Tagen mit ihm in Berührung gekommen waren, und auch über mich die Quarantäne verhängt. Im Estrich des Schulhauses wurde uns für den Aufenthalt ein Raum zugewiesen. In diesen rund zehn «Ferientagen» vertrieben wir uns die Zeit mit Lesen, Jassen und Schlafen. Wir verkrafteten es relativ gut, dass wir dabei den Besuch des Generals verpassten. Bei solchen Besuchsanlässen herrschte bei den Offizieren und Unteroffizieren jeweils eine nervöse Atmosphäre.

Während dieses Aufenthalts in Schüpfheim erlebten wir einen Alarm besonderer Art: Es hatten sich Gerüchte verbreitet, die Deutschen hätten den Plan, mit Wasserflugzeugen auf dem Rootsee zu landen. Was an der ganzen Sache dran war, blieb im Dunkeln. Immerhin wurde aber sofort angeordnet, mehrere Stahlseile von einem Ufer zum andern zu spannen.

Spezialaufgabe im Tessin

Bereits am 17. Januar, also mitten im Winter, wurden wir wieder nach Sarnen aufgeboten. Wir wurden dort von einer Schneehöhe von 50 bis 60 Zentimetern überrascht. Das Stimmungsbarometer sank recht tief. Die Vorbereitungen für den Dienst liefen nicht in der gewohnten Manier, denn von Pferden und Kanonen war weit und breit nichts auszumachen. Was hatte das wohl zu bedeuten? Nun folgte die Information durch unsere Offiziere: Unser Reiseziel sei der Kanton Tessin. Wir hätten dort eine Spezialaufgabe zu übernehmen. Der Schmuggel an der südlichen Landesgrenze habe ein derartiges Ausmass angenommen, dass die dort stationierten Grenzwächter total überfordert seien. Aufgabe unserer Mannschaft sei es, die einzelnen Grenzposten, verteilt auf den ganzen Kanton, zu verstärken.

Die Dislokation von Sarnen aus erfolgte per Bahn während der Nacht. Am frühen Morgen trafen wir in Giubiasco ein. Es war bei ganz leichtem Schneetreiben recht frisch. Aber der Schnee blieb nicht liegen, und über die Mittagszeit sass man bereits ohne Waffenrock im Freien an der Sonne.

Der administrative Teil des Stabes und der Batterie 70 wurde in Giubiasco stationiert, somit war das auch der Standort für das Krankenzimmer. Die Verpflegung erfolgte durch die Küche der Batterie 70. Darüber waren wir im Stab nicht besonders glücklich, denn diese Einheit hatte im letzten Dienstabschnitt über ihre Verhältnisse gelebt und stand seitens des Quartiermeisters nun unter starkem Spardruck. Darunter hatten auch wir zu leiden. Die einzelnen Posten mussten von mir mit einem gewissen Notvorrat an Sanitätsmaterial versorgt werden. Verschiedene Grenzposten waren nicht direkt durch die Post erreichbar. In diesen Fällen musste ich das Material persönlich überbringen und erhielt dazu vom Feldweibel die entsprechenden Reisegutscheine. Für mich war das eine wunderbare Gelegenheit, unseren südlichsten Kanton besser kennen zu lernen.

Unser Krankenzimmmer befand sich im ersten Stock einer Konditorei und eines Cafés. Wie sich herausstellte, war dies eine recht gute Kombination. Zum Dessert beschafften wir uns jeweils Patisserie nach Lust und Laune, und kein Mensch verlangte Rationierungsmarken. Bei uns zu Hause hatte die Rationierung zu dieser Zeit strenge Formen angenommen. Hier ging alles viel lockerer zu und her. Beispielsweise war es ohne weiteres möglich, ohne Marken Reis und Salami zu besorgen. Davon wurde von unserer Truppe dann auch reichlich Gebrauch gemacht. Für mich war dies mit Abstand der schönste Abschnitt der ganzen Aktivdienstzeit.

Für die Truppe jedoch war der Dienst von einem Todesfall überschattet: Einer unserer Soldaten hatte einen italienischen Schmuggler in Notwehr erschossen. An sich schien der Fall klar. Aber es kam zu einem Rattenschwanz von Befragungen und Untersuchungen. Der Aufenthalt im Tessin dauerte 32 Tage, vom 17. Januar 1944 bis zum 17. Februar 1944.

Dislokation in die Nordwestschweiz

Im Herbst 1944 war der Urlaub wieder zu Ende. Am 2. September 1944 erfolgte ein erneutes Aufgebot nach Sarnen. Das Ziel unseres neuen Aufenthaltes liege im Kanton Baselland, Genaueres war vorerst noch nicht auszumachen. Die Dislokation erfolgte zunächst auf der Strasse bis nach Giswil. Hier wurden wir mit unserem ganzen Umfeld auf die Bahn verladen. Die Pferde waren nicht unbedingt begeistert über den Verlad in die Bahnwagen. Der Umtrieb dauerte recht lange. Dann endlich war es soweit. Es kam der Befehl, die Tore der Bahnwagen seien definitiv zu schliessen, und ein späteres Öffnen sei streng verboten. Nun erwartete man eine rasche Weiterfahrt, dem war aber nicht so. Es dauerte mindestens eine halbe Stunde. Das war für einen der Fahrer zu viel, er öffnete nochmals schnell das Tor, um nachzusehen, was die Ursache der Verzögerung sein könnte. Ausgerechnet in diesem Moment zog die Lokomotive

an, und sein Kopf wurde heftig zwischen Tor und Torrand eingeklemmt. Ohnmächtig fiel er zu Boden, und der Sanitätsoffizier stellte Quetschungen und eine Gehirnerschütterung fest. Für die Weiterfahrt gab er ihn mir in Obhut. In Arch, einem Vorort von Grenchen, sollte ich für mich und den Patienten ein Zimmer für die Übernachtung ausfindig machen. In Grenchen war ein Zwischenhalt von ein bis zwei Tagen vorgesehen. Von hier sollte es dann wieder auf der Strasse weitergehen. Bei einer Uhrmacherfamilie fand ich schliesslich Unterkunft. In dieser Gegend gab es sehr viele Familien, die Heimarbeit für die Uhrenindustrie machten.

Am Morgen sollte dann entschieden werden, ob der Patient in der Lage sei, die Weiterfahrt mit der Truppe mitzumachen, oder ob sich ein Spitalaufenthalt aufdränge. An Schlaf war gar nicht zu denken, die ganze Nacht verbrachte er mit Schimpfen und Fluchen, und ich musste ihn dauernd beschwichtigen, damit die übrigen Hausbewohner nicht zu stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Der Entscheid am Morgen war klar: die Überführung in ein Spital drängte sich auf.

Für mich ging die Fahrt mit der Truppe weiter das Balsthal und den Hauenstein hinauf nach Reigoldswil und Diegten. Im Unterrichtszimmer des evangelischen Pfarrhauses konnte ich das Krankenzimmer einrichten. Irgendwie hatte dieser Aktivdienstabschnitt einen Sonderstatus, denn es wurden Freiwillige aus unserer Einheit für Betreuungsdienste in Flüchtlingslagern gesucht. Die Rekrutierung verlief problemlos. Es meldeten sich recht viele, weil sie sich mehr Abwechslung, weniger militärischen Drill und nicht zuletzt auch interessante Kontakte versprachen. Eine der beiden Gruppen kam in den Jura zur Betreuung von französischen Flüchtlingen, die andere in die Nähe von Basel. Hier hielten sich vor allem intellektuelle Flüchtlinge auf, darunter viele Juden.

Wiederholt wurde auch schweizerisches Gebiet von Fliegerbomben getroffen. Schwer beschädigte Häusergruppe in Stein a. Rhein.

Impfaktion

Zu dieser Zeit wurde die gesamte Schweizerarmee einer Impfung unterzogen. Mit Sicherheit weiss ich nicht mehr, welchem Zweck die Impfung zu dienen hatte. Ich wurde von unserem Hauptmann zu einer Impfequipe delegiert. Er fand, dass dies beim gegebenen reduzierten Mannschaftsbestand verantwortbar sei und für mich die Praxis im Umgang mit Spritze und Nadel lehrreich sein könnte.

So kam ich für rund eine Woche nach Hochdorf und fand Unterkunft im dortigen Josephsheim. Die Impfungen fanden in den Unterrichtsräumen des Kaplans statt. In bestimmten Abständen folgten Gruppen aus verschiedenen Einheiten der Region. Unsere Arbeit bestand in der Aufteilung der jeweiligen Gruppen, der Registratur, der Desinfektion der Spritzen und Nadeln, und ab und zu gab es Gelegenheit, unter Anleitung des Sanitätsarztes eine Injektion auszuführen. Bei dieser Aktion kam es zweimal zu einem Kollaps. Das sorgte ordentlich für Aufregung im Raum, wenn plötzlich ganz unerwartet ein Mann zusammenbrach. In unserem Fall betraf dies eigenartigerweise einen Arzt und einen Metzgerknecht. Der Equipenchef sagte uns, dass das für diese beiden Berufsgruppen recht typisch sei.

Ab und zu kam es zu Stressphasen, wenn die Kommandanten die vorgegebenen Zeiten nicht einhielten. Aber im grossen Ganzen hatten wir recht viel Freizeit.

Tagsüber machte ich Streifzüge in die Umgebung, die mir bis dahin völlig unbekannt war. Am Abend unterhielt ich mich mit den Nonnen vom Josephsheim. Sie waren recht gesprächig und erzählten mir von ihrem Arbeitsablauf und den vielfältigen Erfahrungen, die sie im Laufe ihres Lebens gemacht hatten.
Danach ging es wieder zurück zu meiner Einheit, und mittlerweile waren die beiden Betreuergruppen aus dem Jura und aus Basel wieder zu uns gestossen. Es gab gegenseitig viel zu erzählen. Am 28. Oktober 1944 fand dieser Dienstabschnitt seinen Abschluss. Es ging heimwärts in den Urlaub, getragen von der Hoffnung, dass es diesmal für immer sein würde. Diese Hoffnung war durch das im Jahr 1943 eingeleitete Drama um Stalingrad möglich geworden.

Erneutes Aufgebot nach Kriegsende

Schliesslich kam es am 4. Mai 1945 zur Kapitulation Deutschlands. Die ganze Welt atmete auf, der Weg zum Frieden öffnete sich. Wer aber von unserer Einheit glaubte, dem Aktivdienst für immer Adieu sagen zu können, der hatte sich getäuscht. Anscheinend waren 573 geleistete Aktivdiensttage noch nicht genug, denn am 2. September erhielten wir ein Aufgebot nach Mittholz im Berner Oberland. Hier befand sich eines der grössten Munitionsdepots der Schweizerarmee. Aus allen Teilen der Schweiz wurden per Bahn Munition und Granaten verschiedener Kaliber angeliefert, die während der Aktivdienstzeit auf die ganze Schweiz verteilt zum Einsatz im Ernstfall bereit gelegen hatten. Aufgabe unserer Truppe war es, das angelieferte Material zu sortieren und entsprechend einzulagern. Ich begegnete diesem Unternehmen mit vollem Respekt. Soviel Sprengkraft an einem Haufen kam mir unheimlich vor, umso mehr, wenn am Abend dann erzählt wurde, was am Tag alles passiert war, wie mitunter ganze Beigen von Granatkisten in Schieflage geraten oder sogar umgestürzt seien. Ich habe dem Depot nur ein einziges Mal einen Besuch abgestattet.
Für den Sanitätsdienst war ich hier allein zuständig. Für Notfälle gab mir der Sanitätsoffizier seine Telefonnummer. Patienten gab es praktisch keine, denn wenn die Truppe fleissig war unter der Woche, so durfte sie am Samstagmittag den Wochenendurlaub antreten. Weiter entfernt wohnhafte Soldaten durften bereits im Laufe des Vormittags abreisen. Wegen der grossen Distanz zum Wohnort zog ich es meistens vor, zu bleiben und machte dann Ausflüge nach Kandersteg und ganz besonders an den Öschinensee, wo Gondeln zu einer Bootsfahrt einluden. Ab und zu machte ich diesen Ausflug mit Genehmigung meines Vorgesetzten auch unter der Woche. Ich musste dann einfach via Telefon im Restaurant am See erreichbar sein.
Dem Büro- und Magazingebäude gegenüber, in dem ich das Krankenzimmer hatte, war ein neues Chalet im Berner Oberländer Stil gebaut worden. Hier zog noch während unserer Anwesenheit der jungverheiratete künftige Chef des Munitionsdepots ein. Die Aktivdienstzeit hätte am 29. September 1945 ihren endgültigen Abschluss gefunden, aber es sollte sich noch ein tragisches Ereignis daran anreihen: Einige Jahre später flog dieses Munitionsdepot in die Luft; die Explosion riss grosse Teile des Felsens weg, dazu das Magazingebäude und das Chalet des Verwalters. Das Ehepaar sowie der Bahnhofsvorstand von Mittholz kamen dabei ums Leben.
Beim Rückblick auf die Aktivdienstzeit muss ich mich wundern, wie es mir ohne viel eigenes Dazutun gelungen war, viel Freiheit zu selbständigem Arbeiten zu erhalten. Es hat mich allerdings den Besuch der Gefreitenschule gekostet, aber das konnte ich gut verkraften.

Das Kriegsjahr 1944 in der Wahrnehmung eines Werdenbergers

Der Buchser Gemeindechronist und Wagner Rudolf Beusch hat als Zeitzeuge die Ereignisse des Kriegsjahres 1944 aufgezeichnet. Die nachfolgenden Auszüge[6] vermögen einen Eindruck zu vermitteln, wie das in jenem Jahr nahe an die Region Werdenberg herangerückte Kriegsgeschehen in der Bevölkerung wahrgenommen wurde. (Red.)

1. Januar: Die schweizerische Luftwaffe schiesst im Jura ein deutsches Flugzeug ab.
7. Januar: In Dübendorf wird ein amerikanischer Bomber, eine sogenannte Fliegende Festung, von der schweizerischen Luftwaffe zur Landung gezwungen.
22. Januar: Berlin soll durch Fliegerangriffe zu drei Vierteln zerstört worden sein. Jede Nacht und zeitweise auch am Tag überfliegen ausländische Flugzeuge unser Gebiet.
21./22. Februar: Nachts von halb drei bis fünf Uhr Fliegeralarm. Tausende von Flugzeugen überfliegen unser Gebiet. Bombardiert wurden Frankfurt und andere Städte. Mit 6000 Flugzeugen sollen Stuttgart, Augsburg und Schweinfurt angegriffen worden sein. Der rot gefärbte Himmel zeugt von grossen Bränden. Eine Fliegende Festung landet in Dübendorf, eine im Sihlsee und eine in Kirchberg/Toggenburg. In der Schweiz wird ein Major zum Tode verurteilt, und einige Spione werden mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. Nach einem Luftangriff in Friedrichshafen landet ein schwerer Bomber in Wildhaus und vier an andern Orten. Die meisten Mannschaften springen mit Fallschirmen ab und werden interniert.
18. März: Zwölf amerikanische Bomber landen in der Schweiz. Drei weitere Flugzeuge werden von der schweizerischen Luftwaffe angegriffen und stürzen brennend ab. Zwei weitere Landesverräter werden zum Tode verurteilt und zehn zu lebenslänglichem Zuchthaus.
1. April: Bombardierung von Schaffhausen am heiteren Tage. 37 Tote[7], 55 Schwerverletzte und 200 Obdachlose. Schaden ca. 35 Millionen. In den Wiesen des Werdenbergs wurden massenweise Alu-Folien gefunden, die [die] Fliegerabwehr stören sollen.

6 Beuschs Aufzeichnungen werden hier gemäss der Abschrift von Niklaus Kubli-Vetsch mit geringfügigen Korrekturen der Redaktion wiedergegeben.

7 Die Zahl der Toten wird in der aktuellen Literatur mit 40 angegeben. Zur Bombardierung Schaffhausens vgl. in diesem Buch auch den Erlebnisbericht «Bomben auf Schaffhausen oder: 'Die verlorene Heimat'» von Bertha Herrmann-Heeb.

10. April: Letzte Nacht landeten wiederum zehn Bomber in der Schweiz. Einer in Altenrhein und einer in Oberglatt. Einer wurde von der Luftwaffe abgeschossen und stürzte in Siebnen brennend ab. Die andern landeten in Dübendorf.

24. April: Wieder zehn Bomber in der Schweiz gelandet.

25. April: Fliegerangriff auf Feldkirch am Tage, drei Bomber in der Schweiz gelandet.

27./28. April: In dieser Nacht zitterten in Buchs die Häuser, und die Luft war voll von Fliegern. Man ging in die Keller, um sich vor abstürzenden Trümmern zu schützen. Der Angriff galt Friedrichshafen. Am Bodensee gingen viele Fenster in [Brüche]. Der Himmel war rot von den Bränden. Fünf Bomber landeten wieder an verschiedenen Orten. 70 000 Flüchtlinge hat die Schweiz aufgenommen.

4. Juni: Der italienische König hat abgedankt.

6. Juni: Landung der Engländer und Amerikaner in Frankreich. Der Grenzschutz und die Festungstruppen sind wieder aufgeboten worden. 12 Landesverräter sind bis jetzt hingerichtet worden.

15./16. Juni: Fünfzigster Fliegeralarm seit Neujahr. Ein Bomber fliegt in niederer Höhe über Buchs und stürzt im Prättigau ab. Die Mannschaft ist abgesprungen. Über dem Werdenberg findet ein Luftkampf zwischen deutschen Jagdflugzeugen und amerikanischen Bombern statt.

17. Juni: Heute beginnen die Deutschen mit führerlosen Raketen die Bombardierung von London. Durch die vielen täglichen Luftangriffe und Fliegeralarme wird der Schulunterricht gestört.

24. Juni: Luftangriffe auf Berlin, Cherbourg und Hamburg mit 5000 Flugzeugen. Allein in Hamburg starben dabei 41 000 Menschen.

10. Juli: Landung von zwei Bombern in Altenrhein und sechs in Dübendorf. Rund 200 amerikanische Piloten sind in der Schweiz gefangengenommen worden. Die Flüchtlingszahl hat sich auf 120 000 erhöht, davon die meisten aus Frankreich.

13. Juli: Attentat auf Hitler. Er kam mit dem Leben davon. Viele hohe Generäle wurden gehängt. In Nesslau stürzte ein Bomber ab. Er kreiste vorher im Werdenberg. Die Besatzung ist abgesprungen, einer davon ist tot.

3. August: Wieder über 1000 Flugzeuge in der Luft. Ziel: Friedrichshafen. Ein Bomber landete in Dübendorf.

6. August: Zwei deutsche Flugzeuge bombardieren ein Walliser Dorf. Ein Bomber überfliegt Buchs Richtung Bodensee.

23. August: Paris ist gefallen. Die Lage im Jura wird kritisch, da viele Flüchtlinge in die Schweiz fliehen.

1. September: Fünf Jahre Krieg. In Lublin sind durch die Befreiung der Russen Verbrennungsöfen gefunden worden, in denen über 500 000 Juden verbrannt worden seien. In Belfort bei Basel sind amerikanische Fallschirmtruppen gelandet. Die Flüchtlingszahl in Basel steigt massiv an.

5. September: Infolge eines Luftkampfes über der Stadt Zürich mit amerikanischen Flugzeugen musste ein Schweizer Jagdflugzeug notlanden, und ein anderes ist abgestürzt. Der Pilot, Oberleutnant Treu, fand dabei den Tod. Brand eines Schuppens infolge Bombenabwurfs in Neuaffoltern. Teilmobilmachung. Die Lage ist sehr ernst. Im Jura wurden Bahnhöfe bombardiert, ein Toter.

9. September: Heute zweimal Fliegeralarm am Tage. Amerikanische Jäger beschiessen einen Güterzug bei Rafz. Es gab Schwerverletzte. Luftkämpfe über Pruntrut zwischen schweizerischen Jagdflugzeugen und amerikanischen Jägern.

11. September: Schnellzug Zürich–Basel wird von amerikanischen Jägern mit MG-Feuer angegriffen. Mehrere Personen werden verletzt.

12./13. September: Um die Schweizergrenze besser zu markieren, ist die Verdunkelung ab sofort aufgehoben worden. Heute fünfmal Fliegeralarm. Wieder Tote und Verletzte in Delsberg und Moutier im Jura. Rheinschiffe werden beschossen in Basel, sieben bis acht Tote.

22. September: Ein amerikanischer Bomber landet in Altenrhein und einer in Dübendorf. Die französische Regierung beschlagnahmt 23 000 Tonnen Lebensmittel im Hafen von Lissabon, die für die Schweiz bestimmt waren. Die Schweizer Regierung stellt 200 000 Tonnen Lebensmittel der französischen notleidenden Bevölkerung zur Verfügung. Zwei Schweizer Schiffe mit Lebensmitteln werden in Marseille versenkt. Waffenstillstand zwischen Finnland und Russland.

31. September: Mittags flogen zwei amerikanische Flugzeuge im Tiefflug über Buchs. Nachher kamen wieder zwei aus Richtung Toggenburg. Eines landete in Dübendorf, das andere wurde von der Flak abgeschossen.

3. Oktober: Wieder ein Bomber gelandet, sechs Mann verletzt.

6./7. Oktober: Diese Nacht sollen über Deutschland 8000 Flugzeuge bei Angriffen beteiligt gewesen sein. Die einmillionste Bombe soll abgeworfen worden sein.

22. Oktober: Mehrere Bomber und Jagdflugzeuge überflogen heute Buchs in 100 Metern Höhe. Nachdem an diesem Tag der Bahnhof Buchs überflogen worden war, wird verlangt, dass der Bahnhof mit Schweizerkreuzen markiert wird. General de Gaulle wird in Frankreich als Befreier gefeiert.

9. November: Fliegerangriff auf Diesenhofen, drei Tote und schwere Schäden. Die Engländer kommen mit einem neuen Düsenflugzeug, das pro Stunde bis zu 800 km fliegen kann.

19. November: Dauernd Fliegerbombardierungen im Jura. In Basel sind über 3000 Flüchtlinge aus dem Elsass eingetroffen.

27. November: In Buchs zitterten die Häuser infolge der Bombardierungen von München. In Freiburg im Breisgau gab es über 10 000 Tote.

8. Dezember: Ein schwerer amerikanischer Bomber kreist um die Mittagszeit über dem Werdenberg. Er landete später in Altenrhein, wo zehn Mann Besatzung unverletzt ausgestiegen sind. Das Dorf Niederweningen ist morgens um vier Uhr mit Maschinengewehrfeuer beschossen worden. Holland leidet Hunger, und Norwegen ist ganz im Elend. Am Weihnachtstag gab es drei Fliegeralarme. Das Dorf Thayngen im Kanton Schaffhausen ist angegriffen worden, und es gab einige Verletzte. Schwer beschädigt wurden die Knorrfabriken. Auch die Silvesternacht war nicht ohne Fliegeralarm.

Bilder

Aus den Unterlagen des Verfassers.